

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

18] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Heuter

„Ach ja, vielleicht ist's der Doktor, der am meisten recht hat,“ antwortete Elias träumerisch, „denn sicherlich ist er glücklicher als wir.“

„Nein,“ erwiderte der Graf, seinen Helm aufsetzend und den Degen festknallend. „Nein, glücklich kann er nicht sein, denn er leidet nicht. Er hat seine Lebensfähigkeit abgestumpft und eingeschlafert: er kennt weder Streit noch Zweifel, nicht unsere bange Erwartung, noch unsere glühende Hoffnung. Alle seine Einbildungen verwirklichen sich, und er regelt seine Wünsche nach Belieben mit seiner Weisheit. Ach aber frage mich oft, ob nicht die Schönheit des Lebens gerade in seiner Traurigkeit besteht, und ob nicht unsere Größe sich gerade an der Unerfüllbarkeit unserer Träume mißt. Ach, mein Freund, Sie und ich, wir beide leiden an der Häßlichkeit dieses Jahrhunderts. Aber schirmt die Schönheit, die in Euch lebt; laßt Euch nicht durch Mittelmäßigkeit befriedigen, gestattet Eurem Geiste nicht, sich durch den Verkehr mit Gemeinen selbst herabzusetzen. Ein edler Traum vermag die Welt zu beherrschen und umzuformen. Darum also, mein Freund, wollen wir den Traum, der in uns lebt, schirmen; schirmen auch die Schönheit, schirmen sogar unser Leiden.“

8.

Bald aber tröstete eine bessere Hoffnung Elias über die Flüchtigkeit seines Glaubens und die Unvollkommenheit seines Glückes.

Alle seine traurigen Gedanken vergaß er jetzt, sobald die Gufe seines Pferdes auf Zions Pflaster klapperten, und er am Ende des dunklen Gäßchens durch den Gewölbebogen ritt.

Und wenn er in dem großen, sarazenischen Hofe abstieg, dann pochte sein Herz wie an jenem Tage, da er zum ersten Male in dieses Haus kam, vor wonniger, geheimnisvoller Ungeduld.

Rasch flog er die Treppe hinauf, und seine Hände, die leicht über das Geländer streiften, trugen dessen Blütenduft mit sich fort.

Zwei in Verbindung stehende Räume bildeten die erste Etage; einer war zum gemeinschaftlichen Wohnzimmer eingerichtet, der andere zu Cäcilien's Boudoir. Seit sie jetzt seltener ausging, konnte Elias fast stets sicher sein, sie dort in lockerer, wallender Kleidung auf dem umgitterten Balkon anzutreffen. Nun strickte sie nicht mehr solche schenkelreichen grauen Wollstrümpfe, sondern nähte allerhand zierliche, drollige, ganz weiße winzige Säckelchen, die Elias, zärtlich gestimmt, auf dem Kopf seiner Reitpeitsche wirbeln ließ oder vorsichtig um sein gebräuntetes Handgelenk schlang. Dann schmiegte er sich an seine Frau, lehnte den Kopf an ihre Schulter und malte sich lange, glückliche Träume aus, während sie ihre zarten Batisarbeiten wieder zur Hand nahm, und winzige, schillernde Eidechsen, die auf dem Gitterwerk der Mouscharabis wie blinkende Nadeln auf grünem Kanevas aussahen, lautlos dahinhuschten.

Eines Tages sagte er zu ihr:

„Sollte es eine Tochter sein, so wollen wir sie zum Andenken an Baalbeck Astarte nennen und ist's ein Knabe, zur Erinnerung an Vyhlos Adonis; ist's Dir recht?“

„O nein!“ rief sie entsetzt aus, „nein, nur nicht diese häßlichen, heidnischen Namen; sie machen mir Angst!“

„Machen Dir auch unsere Erinnerungen Angst?“ fragte er ganz leise.

„Unsere Erinnerungen? Ach, Elias, immer und immer wieder fängst Du von ihnen an. Gilt Dir denn die Gegenwart nicht ebenso viel wie die Vergangenheit, daß Du unaufhörlich bei dieser verweilst? Findest Du denn hier kein Glück, daß Du stets anderswo danach suchst?“

„Oh doch! Oh doch, mein Lieb, ich bin glücklich, vollkommen glücklich,“ beeilte sich Elias, von der Gerechtigkeit dieses Vorwurfs betroffen, ihr zu erwidern. Und in Angst vor einer neuen Verstimmung fügte er betrübt hinzu:

„Wenn Du es wünschst, werde ich nie mehr mit Dir vom Libanon reden!“

Befänstigt strich sie ihm über die Stirn.

„Höre, Schatz, Du mußt mir meine Worte nicht verargen, denn mir kommen alle jene Sachen so fernliegend und auch so kindisch vor. Während ich hier nahe, denke ich an anderes, was vielleicht noch ferner liegt, mich jetzt aber viel näher und auch ernster berührt. Ich denke an meine Eltern, an die Kleinen zu Hause, an das Dorf, an's Seminar und ich weiß nicht, zu Zeiten rührt mich das alles so, daß ich weinen muß. Sieh, da sind die Tränen schon wieder.“

Trotzdem jedes ihrer Worte das Herz ihres Mannes auf's tiefste berührte, suchte dieser sie doch zu trösten und entschuldigte sie sogar vor sich selbst:

„Das ist doch ganz natürlich, Liebling; die Mutterschaft lenkt stets zur Kindheit zurück.“

Abends stiegen sie oft zum obersten Gemach empor.

Dort hatte er sich sein Arbeitszimmer eingerichtet. Ueberall lagen Trauerstelen, Knochen, getrocknete Pflanzen und Pergamentfetzen umher. Alles roch nach Tod und Salpeter. Aber am Geländer der Terrasse wuchsen duftende Geranien, Basilikakraut und Rosmarin.

Sier breitete man dann Antiochiateppiche aus und schichtete Damaszenerkissen auf. Assir trug nach Türkenart die Platte auf dem Kopfe herbei und man genoß ein paar Bissen; schließlich streckte Elias sich an der Seite seiner Frau lang aus und rauchte sein Nargileh, dessen Wasserfüllung mit Rosen parfümiert war.

Von hier aus sahen sie bei klarem Himmel Jerusalem zu ihren Füßen liegen. Zwei tiefe Täler zeichneten in seine vier Ecken ein schwarzes Kreuz, ein weißer Steinring rahmte es ein.

Im Osten schien die sich auf einem ungeheuren Hofe wie auf einer mächtigen Silberplatte erhebende blaue Omar-Moschee bis zu den Sternen emporzureichen. Rund umher ließen vereinzelte Zypressen ihr dunkles Laub wie trauernd und tränen schwer herabhängen.

Zur Rechten glikerten die Triangeln (Jehovahsauge) der Synagogen; zur Linken glänzten goldene Kreuze, und etwas näher, fast dicht zu ihren Füßen, sahen sie in der Senkung des Golgathahügels den breiten, unförmig gewölbten Dom der Grabeskirche.

Sinter ihnen ragte die Davidsburg empor, und etwas tiefer neigte sich ein verwittertes Karawanenjerai wie durstig zu einem ausgetrockneten Teich hinab.

In diesem Becken soll Bethsabeah gebadet haben, als David sie von seiner Burg aus belauschte.

Der Rest der Stadt fette sich zusammen aus Kuppeln, weiß wie frischgefallener Schnee, aus Treppen, steil wie Kasakaden, aus Minarets, schlank wie Lanzen, aus verfallenen Ruinen, grauen Klostermauern und lichten Plätzen, wo Kaktusbeden ihre phantastischen Spitzenmuster ausbreiteten.

Alle Straßen lagen schweigend, alle Häuser dunkel da. Doch um Cäcilie und ihren Gatten fing es an, sich zu beleben.

Jerusalem verließ seine niedrigen, düsteren Gemächer und stieg zu den hellen, hohen Plattformen empor.

Weiße Gewänder glitten langsam schleppend über die Stufen, Schatten streckten sich auf den Dächern aus, eine leichte Brise wehte und trug den Duft der hängenden Gärten von Terrasse zu Terrasse.

Manchmal kam Leben in ein Musselingsgewand, der Zipfel eines Schleiers wehte, ein Seufzer rang sich empor, zwei gespenstische Gestalten umschlangen sich, Geschmeide klirrten, auf der Straße fing ein Hund an zu bellen.

Dann versank alles wieder in Unbeweglichkeit und Schweigen.

Elias sog heftiger, erregter an seinem Bernsteinmundstück.

Der Schlauch seines Nargileh schwanke wie eine hüpfende Schlange. Gluckend hoben und senkten sich die Rosen im Wasser der Karaffe. Vom Rauche schimmerte der Hals des Gefäßes opalartig, die Kohle auf dem angefeuchteten Tabak geriet wieder in's Glühen.

Auf der gegenüberstehenden Mauer breitete eine Dattelpalme ihre ruhigen Zweige aus. Es war die einzige Dattel-

Palme Jerusalems, die letzte ihrer Art, die der Sage nach aus einem Kerne entsprossen sein soll, den Bilkis, die Königin von Saba, aus dem Palaste Salomos geworfen habe, nachdem sie diesem das Fleisch der Frucht zwischen ihren Rippen dargeboten.

An Ruth, Bethsabea Bilkis und jene andere, die Sulamith, die wie „ein verschlossener Garten, eine versiegelte Quelle und gebräunt wie die Zelte von Kedar“ war, an alle diese dachte Elias. Von der Poesie des Orients und der Bibel herabschauend, träumte er von ihnen, während er die Hand seiner schlummernden Frau in der seinigen drückte.

Fern, fern am Horizont, dem Schleier einer geheimnisvollen Gottheit ähnlich, wogte Moab.

9.

Zwischen der Christenstraße und der Golgathaschlucht liegt ein abschüssiges, winkeliges Gäßchen, von niedrigen, drückenden Bogen überwölbt, heimlich und schlüpfrig wie ein schlechtes Gewissen und voller Wohlgerüche wie eine Kapelle. Die Fremden nennen es „Konenstraße“, die Einheimischen aber „Fälschergasse“. Es gehört zum Territorium des heiligen Grabes; kein profanes Geschäft darf dort einen Laden eröffnen; den Juden ist sogar bei Todesstrafe verboten, hindurchzugehen.

Zu beiden Seiten reihen sich in Brusthöhe kleine, in die dicken Mauern gemeißelte Bodennischen aneinander, zu denen die Verkäufer sich mit Hilfe fester, an der Decke angebrachter Stricke emporziehen. Dort sind allerlei in der römischen und griechischen Kirche gebräuchliche Devotionalien aufgespeichert und ausgelegt: Rosenkränze, Scapuliere, Paradiesarten, Totenhemden, Dornenkronen und Märtyrergeißeln. Dort halten sich auch, hinter ihren Leuchtern hockend, die Maler auf, die zwischen all den Wachsfiguren wie in Elfenbeinfäße eingeschlossene, byzantinische Burschen aussehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Katzenprinzessin.

Skizze von Karl Basse.

Vor nicht langer Zeit lebte in einer nordischen Hafenstadt eine wunderliche Person. Unbeachtet von den einen, verlacht von den anderen, scheu gemieden von den dritten, konnte man sie täglich zwischen drei und vier Uhr in der Hafengegend erblicken, wo sie bald die Bewegungen eines mächtigen hydraulischen Drehtrans verfolgte, bald dem Ein- und Auslaufen der kleinen Dampfboote zusah. Oft erschien sie auch mit einem altmodischen Fernrohr bewaffnet und versuchte Namen und Art der Schiffe festzustellen, die weiter draußen auf der See lagen.

Sie kam mit großer Regelmäßigkeit, und sie kam nie allein. Sondern sie führte an einer roten Lederleine stets eine Kaze spazieren, wie man sonst wohl einen Hund führt. Heute war es eine schöne gelbliche Hauskaze der gewöhnlichen Art, morgen eine langhaarige schneeweiße Angorakaze, und einen Tag später die seltenere bläulichschwarze Kartauserkaze. Diese Reihenfolge war ganz genau festgesetzt und wurde nie geändert; stets gleich blieb nur die rote Lederleine. Auf dem Kopfe trug die Person einen Kapotthut mit Bändern, die unter dem Sinn verschlungen waren. Eine schwarze Mantille hing ihr über die Schultern, und einen kräftigen Schirm führte sie in der Rechten. Sie benutzte ihn wohl als Waffe, wenn ein frecher Räuber in altem Rassenhaß sich auf ihre Kaze stürzte.

Niemand wußte recht, wer sie war und woher sie kam. Erst vor einigen Jahren war sie aufgetaucht und hatte ihre ständigen Besuche des Hafens begonnen. In der Hafengegend wohnte sie auch. Sie bewohnte die linke Seite eines kleinen altertümlichen Hauses. Trat man in den Flur, so sah man rechts eine Tür mit dem Schild eines Schneiders, der für die Seeleute und Hafensangestellten arbeitete und besonders für Ausbesserungen und Flickereien großes Geschick besaß. Seine Tür ging deshalb oft, während sich die gegenüberliegende nur selten öffnete. Vom Flur aus führte eine Treppe nach oben, unter der verstaubt noch alte Löschgeräte lagen, wie sie in vergangenen Tagen nach polizeilicher Vorchrift jedes Haus besitzen mußte.

Auch der Schneider wußte über seine wunderliche Nachbarin nicht viel zu berichten. Wenn ihn einer der Seeleute, die sie unten am Hafen gesehen, danach fragte, suchte er die Achseln. Die Fenster, die nach der Straße hinausgingen, seien stets verhängt, so daß man nicht in die Stube hineingucken könne. Ueberhaupt scheine bis auf den täglichen Spaziergang die Dame mit ihren Katzen mehr ein Nacht- als ein Tagelieb zu führen, denn zu später Stunde höre man oft noch Geräusche, sie schlurre durchs Zimmer und rede mit ihren Lieblingen unverständliches Zeug. Jeden Mittag bringe eine Aufwartefrau aus einem nahen Wirtshaus Essen, dazu einen

großen Topf Milch. Sie müsse dreimal kochen, dann nehme die alte Dame an der halbgeöffneten Tür alles entgegen, gebe ihre Aufträge für den nächsten Tag und ziehe sich wieder ein. Sie hätte einen französischen Namen, den niemand behalten könne; hier sei sie allgemein nur als „Katzenprinzessin“ bekannt.

Mit diesen Erläuterungen des Schneiders mußte sich die liebe Neugier zufrieden geben. Jedenfalls war die Katzenprinzessin, die ungefähr fünfzig Jahre alt sein mochte, sehr menschenfeind und sprach mit niemandem, nur eben mit den drei Tieren. Wenn es dämmerig wurde, zündete sie sich in Ofen ein Feuer an, setzte sich auf einen niedrigen Schemel davor und starrte in die tanzenden Flammen. Das Zimmer war dunkel, und schwarze Schatten lagen in den Ecken; nur der Schein des züngelnden Feuers warf hierhin und dorthin einen irrenden Strahl, in dem dies und das hell ward und ausleuchtete. Der Schein fiel auch auf das Haupt der Katzenprinzessin. Und man sah darin, daß ihr Haar weiß war und nicht recht zum Alter paßte, das man ihr sonst zuerzählen mochte.

Und jedesmal, wenn sie vor dem Feuer saß, dachte die Katzenprinzessin an dasselbe. Sie dachte an ihren Mann. Er war tot seit vielen Jahren. Sie dachte an ihre drei Knaben. Sie waren in wenigen Monaten hintereinander gestorben. Sie dachte an ihre furchtbare, grenzenlose Einsamkeit, und allmählich kam das Entsetzen über sie, bis sie sich jäh umwandte und „Toki“ rief. Es war wie ein Aufschrei.

Dann sprang plötzlich mit einem geschmeidigen Sprung die weiße Angorakaze auf ihren Schoß, und die knöchernen Hände der Alten wühlten sich in das seidige Fell. Mit Inbrunst drückte sie das Tier an sich, das sich behaglich schnurrend die Liebtönen gefallen ließ. O, nun war sie nicht mehr allein, nun war neben ihr etwas, was lebte, was sich an sie schmiegte — Toki, der Liebling! Das Grauen wich. Und bald darauf rief sich Lord, der Kartäuser, an ihrem Kleid, während die belle Cécile, das zierliche Hauskätzchen, sich tolet vor dem Schemel, in die Nähe der wärmenden Flamme, legte. Stundenlang unterhielt sich die Alte mit den dreien.

„Der Wind braust, Toki, mein Liebling,“ murmelte sie. „Es wird eine Nacht wie damals, wo Herrchen nicht wiederkam. Hast ihn nie gekannt, und wer weiß: Du hättest es wohl nicht gut gehabt. Die Katzen und die Weiber, hat er gesagt, sind falsch seit Erschaffung der Welt. Wir sind nicht falsch, Toki — puh, wie braust der Wind! Geh nicht aufs Schiff, jeder kommt darauf um, auch das Herrchen. Liegt im kalten Wasser, ich hält' ihn nicht fortlassen sollen. Was siehst Du nach der Tür, Lord? Ich lass' Euch nicht heraus, wenn es Nacht wird; man kann nicht allein bleiben. Seht an, wie behaglich es hier am Feuer ist. Wärmt es gut, Mademoiselle?“

Sie bog sich zu la belle Cécile nieder, die einen Buxel machte, und kraute ihr den Kopf. Dann rebete sie weiter, fragte, antwortete selbst, kam auf Mann und Kinder und sah, bis das Feuer herabgebrannt war und nur schwach noch glimmte. Grün und phosphoreszierend leuchteten dann die Katzenaugen durch die Stube, man hörte Lord spinnen, und Toki drückte sich fester an die Herrin.

„Es wird Zeit, meine Lieben,“ hieß es dann, und gefolgt von den unhörbar auftretenden Tieren ging sie in das Schlafzimmer, das neben der Wohnstube lag. Vor dem Bett standen, sauber und gut mit Heu und Stroh ausgepolstert, drei Körbe. Darin schliefen die Katzen.

Während die Alte so weltabgeschlossen dahinlebte, ward es in der Nachbarschaft immer unruhiger. Die Leute blieben an den Straßenecken stehen und tuschelten miteinander. Die flinken Boote der Hafenspolizei fuhren öfter nach den großen Schiffen hinaus, die draußen lagen. „Es kam von Bombay,“ flüsterte man sich einander zu, „der Steuermann soll schon tot sein.“ Ein paar Tage später ward der Hafen für pestverdächtig erklärt.

Die Katzenprinzessin wußte davon nichts, und wenn sie es erfahren hätte, würde sie gleichmütig geblieben sein. Da sollte die furchtbare Seuche, in ganz anderer Weise, als man es denken konnte, doch auch in ihr Leben greifen. Der Schneider ihr gegenüber hatte sich schon mehrere Tage lang matt gefühlt. Dann drach ein heftiges Fieber aus, das immer höher stieg. Man versuchte es erst mit Hausmitteln. Als sie nichts halfen, rief man den Arzt. Es war ein vielbeschäftigter Armenarzt. Er stellte Typhus fest. Erst am nächsten Tag erkannte er die Krankheit und meldete der Polizei einen Fall von Beulenpest. Das ganze Hafenviertel geriet in Aufruhr. Der Fischschneider, der, wie festgestellt wurde, außerordentlich viel mit Schiffspersonal zu tun hatte, wurde sofort in die schnell errichtete Pestbarade gebracht; seine Angehörigen als pestverdächtig isoliert; ein großer Teil der Habseligkeiten verbrannt.

Das geschah an einem Vormittag. Am Nachmittag gegen vier Uhr — es war ein herblicher Septembertag — klopfte es kräftig an die Tür der Katzenprinzessin. In lebhafter Unruhe, als ahne sie Schlimmes, sah sie durchs Schlüsselloch. Sie konnte nichts erkennen. Da klopfte es noch lauter. „Hier wird nichts gegeben,“ rief die Alte und schob noch extra den Riegel vor.

„Ich bitte zu öffnen — im Namen des Geseßes!“ Aber die Aufforderung mußte wiederholt werden, ehe die Katzenprinzessin ihr nachkam.

Vor ihr stand ein Polizeioffizier. Sie musterte ihn mit halb feindseligen, halb ängstlichen Blicken. „Madame,“ jagte er und grüßte höflich, während er seine

Wilde durchs Zimmer schweifen ließ, „es tut mir leid, daß ein dienstlicher Auftrag mich zwingt, Sie zu belästigen. Es wird Ihnen bekannt sein, daß in diesem Haus leider ein Fall von orientalischer Beulenpest vorgekommen ist. Da bekannt ist, daß Madame sehr zurückgezogen lebten und mit den Nachbarn in keiner Verbindung standen, ist der Beschluß, Madame unter ärztliche Kontrolle zu stellen, vorläufig noch sifitirt worden. Dagegen ist aus sanitären Gründen auf Vernichtung aller Haustiere erkannt worden, da sie erfahrungsgemäß in ganz besonderer Weise Krankheitssträger und Vermittler sind. Madame werden mir mein schweres Amt erleichtern und gutwillig die drei Tiere“ — er deutete auf die Katzen — „herausgeben.“

Auf einen Wink war hinter ihm ein Mann erschienen, der einen Sack trug.

Verständnislos hatte die Katzenprinzessin zugehört. „Ich verstehe . . . Sie nicht, mein Herr,“ sagte sie und zitterte doch. „Ich soll . . . die Katzen . . . aber das sind mit Ihrer göttigen Erlaubnis meine Tiere!“

„Gewiß. Nur werden Madame begreifen, daß zur Verhütung und zum Schutz der Allgemeinheit alles geschieht, was zur Bekämpfung und Verhinderung der Seuche geeignet erscheint. Der Befehl trifft Sie hart, aber ich habe bestimmte Ordrer, die ich ausführen muß. Ich bitte Madame also, die Tiere abzuliefern.“

Immer mehr war die Alte zurückgewichen. Dann schrie sie auf: „Nie! Niemals! Eher mag man mich selbst töten! Tosi, Lord, Céécile — heran!“

Achselzuckend wandte sich der Offizier zu seinem Begleiter. „Tun Sie Ihre Schuldigkeit!“

Und wie der Blitz sprang der Mann zu. Mit kläglichem Miauen war la belle Céécile im nächsten Augenblick im Sack verschwunden. Verzweifelt rang die Alte die Hände. „Erbarmen, Herr — nehmen Sie mir alles, nur lassen Sie mir die Tierchen!“

Doch schon ward Lord, der Kartäuser, der schönen Céécile nachgewandert. Da merkte sie, daß es hier kein Erbarmen gab. „Tosi, Diebling — husja hop!“ Mit einem Sprung war die Angoralage auf der Kommode, mit einem zweiten auf der Schulter der Herrin. „Wag' es keiner, heranzukommen und mich anzurühren,“ rief sie wild, und ihre Augen brannten. Die Katze sauchte auf ihrer Schulter.

„Sie erschweren uns die peinliche Aufgabe unnötig, Madame.“ „Barbaren seid Ihr!“ gellte die Alte, „was tat ich Euch? Nicht mal die armen Tiere —“

Sie kam nicht weiter. Mit raschem Griff hatte sich der Unterbeamte Tosis bemächtigen wollen, aber mit einem Fluch riß er die Hand zurück. Eine blutige Schramme zog sich über ihren Rücken. Das machte ihn wütend. Und ob sich die Katzenprinzessin auch wie eine Verzweifelte wehrte, ob Tosi selbst in der Vorahnung seines Schicksals heldenmütig kämpfte, es half nichts. Eine eiserne Faust packte ihn nach wenigen Minuten im Genick, und der Sack öffnete und schloß sich zum drittenmal.

Unfähig zu schreien, halb gebrochen, starrte die Alte darauf hin. Sie sah nicht die Grubebewegung des Offiziers, sie sah nur, wie die Tür in den Angeln ging, wie hinter dieser Tür der Sack verschwand, der ihre Lieblinge barg. Einen Augenblick ward es ihr schwarz vor Augen. Sie tastete nach einer Stütze.

Dann jedoch raffte sie sich auf. Und mit einer Geschwindigkeit, die niemand ihr zugetraut hätte, stürzte sie mit bloßem Kopf den Männern nach. Draußen in der StraÙe sah sie noch. Und mit dem einen wilden Ruf: „Tosi — Tosi!“ folgte sie ihnen. Die Passanten blieben erstaunt stehen, die Matrosen lachten, die Gassenbuben äfften ihr nach, alles drängte sich an sie heran, bis jemand schrie: „Achtung, Leute — es ist die Katzenprinzessin! Sie wohnt im Resthaus!“

Im Nu zog sich alles entsetzt zurück. Der Polizeioffizier, der sich umgewandt hatte und gern jedes Aufsehen vermeiden wollte, winkte einen Wagen heran. Der Wagen raffelte davon, die Alte mochte laufen, so schnell ihre Beine sie trugen — im Gewirr der Gassen war das Gefährt ihren Widen bald einschgewunden.

Mit irren Augen sah sie sich um. Der Ruf: „Sie kommt aus dem Resthaus“ war ihr nachgefolgt. Sie sah sich allein — scheu gemieden. Der Wind hob ein paar Strähnen ihres weißen Haars, sie hatte den Kapotthut vergessen. „Tosi — Tosi!“ riefen fern noch die Gassenbuben.

Eine Stunde und länger war sie so auf den Straßen. Ein feiner Sprühregen fiel. An einer Ecke stand sie still. Was wollte sie noch weiter?

Sie kam nach Hause. Es begann zu dämmern. Mechanisch legte sie wie gewöhnlich Holz und Kohlen in den Ofen, die Herbstabende waren hier oben kühl. Dann setzte sie sich auf den niedrigen Schemel und starrte in die Flammen.

Sie dachte auch heute an ihren Mann, an ihre drei Knaben. Sie dachte an ihre furchtbare, grenzenlose Einsamkeit. Und wie stets, so kam auch heute allmählich das Entsetzen über sie, daß sie von allen verlassen war. Wie stets weidete es ihre Augen, umgab es mit lähmender Furcht, die immer größer und größer ward, bis sie auch heute sich jäh umwandte und „Tosi“ rief.

Was war das? Es kam keiner. Niemand sprang auf ihren Schof. Nichts regte sich. Nur die Schatten standen unheimlich in den Winkeln und an den Wänden, gespenstisch langte hier und dort der Widerschein der züngelnden Flammen und machte die Schatten noch dunkler.

„Tosi — Tosi!“

Nichts, gar nichts. Nur das dunkle Zimmer. In wahnfinniger Angst stürzte sie vom Ofen fort. Was lag da? Die rote Leine, die Lederleine, mit der sie die Lieblinge spazieren geführt! Sie raffte sie auf, sie schrie, wimmerte. Das Entsetzen packte sie immer stärker. Ihr war, als erhielt das Leblose Gewalt über sie, als stände dort etwas an der Tür und drohte ihr.

Wie gekehrt stolz sie ins Schlafzimmer. Sie stieß an einen Korb und warf ihn um. Die Körbe waren leer — alle drei. Schreiend lief sie zurück, durchs ganze Haus gellte ihr Ruf. Aber das Haus war leer. Keiner hörte sie. Wenn sie wenigstens hinaus könnte! Aber an der Tür stand etwas und drohte.

Und die furchtbare, grenzenlose Einsamkeit! In der Hand hielt sie noch immer die Leine. „Tosi — Tosi!“ Die Stimme klang blechern. Bis zur Erschöpfung hegte sie das Entsetzen durch die Räume — vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer und wieder zurück . . .

Der Aufwartefrau, die sich am nächsten Morgen in das Haus gewagt hatte, ward auf dreimaliges Klopfen nicht geöffnet. Als sie einen Tag später wieder vergeblich gepöck, benachrichtigte sie die Polizei. Man erbrach die Wohnung und fand die Katzenprinzessin tot. Sie hing am höchsten Riegel des Fensters. Die rote Lederleine Tosis hatte sie vom Entsetzen und der Einsamkeit ihres Lebens befreit. —

Kleines feuilleton.

— Eigenartiges Sprachgefühl. Wir lesen in den „Münchener N. Nachr.“: Bekannt ist ja einem jeden von uns, daß jede Sprache einen anderen Charakter hat, daß die eine Sprache uns weich und melodisch umschmeichelt, während eine andere mit ihren rauhen, kernigen Tönen ganz andere Stimmung erweckt. Um ganz verschiedene Eindrücke zu erhalten, denke man z. B. an den Wortklang des Altgriechischen, des Lateinischen, des Italienischen, Französischen: Welch eine Fülle musikalischer Empfindungen erwecken diese Sprachen in uns! Zweifellos steht dieser musikalische Eindruck, den wir von den einzelnen Sprachen erhalten, in gewissem inneren Zusammenhang mit dem Charakter des Volkes, doch läßt sich dies leichter fühlen, als in Worte fassen. Ob es uns je gelingen wird, diese Beziehungen präzis zu formulieren, sei dahin gestellt; daß sie aber bestehen, kann keinem Zweifel unterliegen. Auch innerhalb eines jeden Volkes gibt es Nuancierungen der Sprache, die wiederum nichts Zufälliges sind, sondern in organischem Zusammenhang mit dem betreffenden Volksstamm stehen. Hier ist die Unterscheidung natürlich noch schwieriger. Wenn es sich nicht gerade um charakteristische Worte handelt, wie z. B. um polnische Ortsnamen oder um Namen mit der Endung „ingen“, die auf Württemberg oder Baden lenkt, dürfte es in der Regel schwer, wenn nicht unmöglich sein, zu sagen, dies oder jenes Wort muß sächsisch, schlesisch, bayerisch usw. sein. Wie es scheint, läßt sich aber durch andauernde Übung die Feinheit des Sprachgefühls bedeutend verschärfen. Die folgenden Mitteilungen darüber verdanken wir einem hochgebildeten Postbeamten in Nürnberg. Nach ihm nehmen Postbeamte, die sehr viel oder seit Jahren ausschließlich mit der Expedition von Korrespondenz zu tun haben, insbesondere Bahnpostbeamte, als zum letzten Mittel ihre Zuflucht dazu, Briefe und dergleichen „nach dem Gefühl“ zu spedieren. Sie versenden nämlich solche Sendungen mit unbekanntem oder in den Verzeichnissen nicht auffindbaren Bestimmungsorten nach dem Klang des Wortes, d. h. sie senden solche Briefe einem größeren Orte der Provinz, welcher, wie sie mutmaßen, der Ort angehört, oder einer Bahnpost derselben zu, in der Hoffnung, daß dann irgend ein Beamter dort den Bestimmungsort kenne. Diese Hoffnung erweist sich meist als begründet. Dieses Gefühl ist bei solchen Expeditionsbeamten derart entwickelt, daß man oft aus dem Klang des Wortes schließt, „das muß in Niederbayern oder oberpfälzisch sein“; das klingt preussisch, brandenburgisch, schwäbisch, schlesisch, thüringisch usw. Wie schon bemerkt, handelt es sich dabei nur um Orte, von denen man noch nie gehört hat und die keinen typischen Klang haben. Dieses spezielle Sprachgefühl entwickelt sich allmählich und unbewußt. Nach einigen Jahren trifft man beim „Spedieren nach dem Gefühl“ etwa in zehn Fällen neunmal das Richtige. —

ie. Die Verwertung von Frühlingsblumen. Die in den ersten Frühlingsmonaten März und April erscheinenden Blüten erfreuen sich begehrlicher Weise einer besonderen Vorliebe seitens der Menschen. Zwar kann man jetzt Blumen zu jeder Jahreszeit haben, aber im Winter weiß man, daß sie in einem Zusammenhang mit einem langen Eisenbahntransport oder mit mehr oder weniger unnatürlichen Wachstumsbedingungen stehen, und im Sommer gibt es wieder zu viel Blumen, als daß auch die einfacheren und gewöhnlichen einzeln geschätzt werden sollten. Im Frühjahr dagegen hat fast jedes Bündchen seinen Rang, auch wenn es nicht so besondere Eigenschaften hat wie das Veilchen durch seinen Geruch, das Schneeglöckchen durch seinen Triumph über die winterlichen Schneereife und andere mehr. Außerdem haben die Frühlingsblumen bereingelt auch ihre besondere Verwertung gefunden. Einen medizinischen Gebrauch findet eine bekannte Art des Himmelschlüssels, die deshalb auch mit dem lateinischen Zunamen officinalis oder mit der deutschen Bezeichnung Apothekerprimel belegt wird.

Sie wächst in lichtein Gehölz oder auf trockenen Wiesen. Ein Aufguß der Blüten gilt als Heilmittel gegen Erkrankungen der Atmungsorgane, gegen Migräne und gegen Schwindel. Primeltee wird für ebenso beruhigend gehalten wie Lindenblütentee und soll sich durch guten Geschmack und Duft auszeichnen. Die großblütige Primel unserer Gärten besitzt die gleiche Eigenschaft, aber in geringerem Grade. Das Weilchen hat gleichfalls einen Ruf als Arzt, da aus seinen getrockneten Blättern auch ein Tee bereitet wird, der gegen Husten nützlich soll; ferner werden sie verschiedenen Säften beigemischt, die gegen Brustkrankheiten verabreicht werden oder auch anderen Medikamenten, denen sie wenigstens einen angenehmen Geschmack mitteilen sollen. Daß die Weilchen in der Bereitung von Parfums zum Gegenstand einer ansehnlichen Industrie werden, braucht nur in Erinnerung gebracht zu werden. In dieser Hinsicht wurden sie schon vor Jahrhunderten geschätzt. Die Schönen im alten Athen trugen besonders gern Weilchenkränze in den Haaren, und aus dem berühmten Tal von Tempe brachten die Landbewohner jeden Morgen ganze Körbe voll Weilchen nach dem atheniensischen Markt. An feuchten Stellen ist die früheste Blüte der Huslattich, dessen Blätter vom Volk mit Pferde- oder Eselhufen verglichen worden sind. Im Mittelalter wurde diese Pflanze mit dem hübschen Namen *filius ante patrem* (Der Sohn vor dem Vater) bezeichnet, weil die Blüten bei ihr vor den Blättern erscheinen. Wegen ihres starken und angenehmen Geruchs hat man seit alter Zeit die Blüten des Huslattich als heilkräftig für Brustleiden betrachtet, und der lateinische Gattungsname *Tussilago* hängt mit dem lateinischen Wort *tussis*, der Husten, zusammen. Neuerdings freilich hat man dieser Arznei jede Wirksamkeit bestreitet. Neben dem Huslattich erscheint auf nassem tonigen Boden der Pestwurz, fälschlich auch großer Huslattich genannt, dessen Wurzeln früher als Mittel gegen die Pest gesammelt wurden. Von dieser Schätzung ist man längst zurückgekommen, und auch die allerdings vorhandenen Eigenschaften der Blüten als Mittel zur Beförderung des Schweißes sind zu geringfügig, um sich Beachtung zu erobern. Zu den bekanntesten Frühjahrspflanzen gehört ferner das Lungenkraut, das früher in Europa als Gemüse gegessen oder an Fleischsuppen und Eier Speisen getan wurde, weil es einen stärkenden Einfluß auf Lunge und Herz haben sollte. In Gestalt von Tee sollen die Blüten, denen man zuweilen auch Blätter hinzufügt, gegen Brustkrankheiten helfen, jedoch ist diese Wirkung nicht derart, daß der vielberühmte Name Lungenkraut gerechtfertigt wäre. Dann kommt ferner die Kuhblume, die früher gleichfalls ganz besonders geschätzt und benutzt wurde, und zwar als Mittel gegen die Pocken und die Pest. Entweder wurden die Blüten in Milch oder Bier gekocht, oder es wurde ein Essig daraus gewonnen. Außerdem wird, wie wenigen bekannt sein dürfte, aus den gelben Blütenblättern der Kuhblume durch Anwendung von Alaun ein Farbstoff gezogen, der in der Industrie Verwendung findet. Wie verschiedene andere Gewächse, die vom Volk als Butterblume bezeichnet werden, sollen die Kuhblumen, wenn sie reichlich auf der Weide stehen, der aus der Milch gewonnenen Butter eine mehr gelbe Farbe verleihen; auch wird jener künstlich gewonnene Farbstoff von Landleuten gelegentlich zum Färben der Butter gebraucht. Die in Essig gelegten Knospen gelten als ein Erfahnmittel für Kapern, ebenso wie die Knospen des Ginsterz. Die Ginsterblüten werden übrigens noch immer reichlich als Arznei benutzt, und zwar in der Gestalt von Tee oder Syrup gegen Gicht, chronischen Rheumatismus, Skropheln und Verstopfung. Ihr gelber Farbstoff wurde zur Herstellung einer Farbe und eines Lacks benutzt, der von Malern sehr geschätzt wurde. Die Blüten des Maiglöckchens dienen jetzt vorzugsweise zur Parfümierung von Seifen, und vor alters bereitete man aus den getrockneten Blüten Schnupfpulver, die gegen Kopfleiden dienen und nervenstärkend wirken sollten. Außerdem machte man daraus Tränklein zur Herzstärkung, gegen Schlagfluß, Lähmung und Krämpfe. Namentlich in Deutschland benutzte man sie vorzugsweise als Weimischungen zum Wein. Die neuere Wissenschaft hat damit aufgeräumt, nachdem sie nachgewiesen hat, daß der Maiglöckchensaft auf das Herz nicht anders wirkt als der des giftigen Fingerhuts. Dadurch wird er zwar gerade wie dieser zu einem Heilmittel, das aber mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist. —

Theater.

Gastspiel des Moskauer Künstlerischen Theaters. „Ein Volksfeind“. Schauspiel von Ibsen. — Auf Alexei Tolstois „Der Jedor“, Gortis „Nachtasyl“ und die beiden Tschechowdramen ließ die Moskauer Truppe als Abschluß ihres glänzenden Berliner Gastspiels die Aufführung von Ibsens „Volksfeind“ folgen. Wieder war es eine hochbedeutende Leistung, wieder rauchten nach jedem Falle des Vorhanges minutenlang die stürmischen Ovationen durch das Haus. Aber jener Eindruck eines ganz neuartigen und zwingend Ueberzeugenden, den ihre Darstellungen aus dem russischen Leben hervorriefen, vermochte diesmal nicht wohl aufzukommen. Man kann Ibsen sehr gut und dabei doch in vielem anders als auf dem Brahmschen Theater spielen, das zeigte die Russen, nicht, daß man ihn besser spielen kann. Ein Vergleich der beiden „Volksfeind“-Aufführungen läßt keinen Zweifel, daß die Brahmsche, was die Färbung der großen Volksversammlungs scene und die Auffassung des Helden anlangt, jedenfalls Ibsenscher war, den Intentionen des Dichters wie dem norwegisch kleinstädtischen Milieu sich bei weitem enger angeschlossen.

Stanislawski, Direktor, Regisseur und zugleich einer der ersten Schauspieler dieses an hervorragenden Talenten überreichen Ensembles — sein Satin in dem „Nachtasyl“ war eine Schöpfung von geradezu überraschender Originalität — bot in der Rolle Stockmanns eine höchst sympathische, höchst fesselnde, mit lüdenloser Konsequenz durch alle Szenen durchgeführte Charakteristik, die aber, so vorzüglich alle die Einzelzüge zueinander stimmten, mit dem Typus, den der Dichter im Auge hatte, gewiß nicht zusammenfiel. Der Ibsensche Stockmann ist bei aller feindlichen Harmlosigkeit ein Mensch von robuster Ellobogenkraft, der, wenn die Winde seines vertrauensseligen Optimismus endlich einmal abfällt und er die horeiten Leute in ihrer nackten Niedertracht erblickt, mit der vollen Wucht seines cholertischen Temperaments in den Kampf stürzt, dem es Lust macht, hageldicht nach rechts und links die Hiebe auszuheilen. Ein grundehrlicher Bursche, lieb, aber ganz und gar nicht dazu angetan, Empfindungen der Ehrfurcht auszulösen. Seine Kindlichkeit hat nichts ätherisch Weltentrücktes, es streckt ein Stid von unbekümmert lustigem, leichtem Jungenübermut dahinter. So hat der Dichter die Gestalt gezeichnet, so hat sie Wassermanns Spiel in wundervoller Plastik auf die Bühne hingestellt. Wenn der Erscheinung überhaupt noch etwas zur vollkommenen Illusionskraft fehlte, war es ein bißchen Skorpulenz, mit der die Phantastie des Lesers unwillkürlich das Bild des Doktors ausstattet. Stanislawski vergeistigt den rüstigen Erdensohn; man erkennt ihn kaum wieder. Das Ungeßüm ist ausgetrieben. Dieser weißhaarige, kurzstichtige, in gebeugter Haltung einhergehende Gelehrte mit dem ruhig gedämpften Organ hat einen Ausdruck stiller, unbeirrbarer Güte in dem blässen Gesichte, das man gar nicht glaubt, er könne ernstlich zürnen. Die Entrüstung huscht nur, plötzlich auftauchend, über die Züge hin, ohne eine weitere Spur in ihnen zurückzulassen. Sie ist mehr ein Erschrecken über menschliche Gemeinheit, als eine an die Nieren gehende Empörung. Die eingewurzelte Gewohnheit wissenschaftlich objektiven Denkens scheint ihm die Fähigkeit, nicht zur Liebe, wohl aber zum Haß geraubt zu haben. Er sieht die Dinge aus einer Distanz, in welcher sie sein Blut kaum mehr in Wallung setzen können; wenn er die Asklaffen und Hofstad in letzten Akte ihre Infamien ausstramen hört, malt sich nicht verhaltener Grimm in seinen Zügen, sondern die Lust des Forschers, der sich des Kuriositätsreizes freut, an zwei so klassisch ausgeprägten Exemplaren die Vorseiten der Gattung Mensch nachdenklich zu studieren. Auch in der Volksversammlung bleibt er von Anfang bis zu Ende diszipliniert, beherrscht. Es sieht so aus, als schleudere er nicht tödliche Anklagen in die Menge, sondern als doziere er ihnen eine sehr wichtige, neugewonnene Erkenntnis und sorge einzig darum, daß ihnen von dem Gedankengange nichts entschlüpfe. Etwas Kührendes, Hohes, ohne jede Pose Feierliches geht von dem Stockmann Stanislawski aus; es ist eine Umdichtung des Typus, wie sie nur einer sehr bedeutenden Künstlerpersönlichkeit gelingen kann, aber doch eben Umdichtung, die sich als solche dem Dienste unmittelbarer Interpretation des von dem Dichter Geschaffenen bis zu gewissem Grade entzieht. Luschsky in der Rolle von Stockmanns Bruder, Katschalow in der des kleinlich bornierten, schadenfrohen „alten Nachses“ erfreuten durch außerordentlich eindringliche, fein ausgepinfelte Porträts. Das Zusammenspiel war, wie in allen früheren Aufführungen, musterhaft. Die Volksversammlung hatte offensichtlich statt des norwegischen russisches Kolorit. Die immer neuen Demonstrationen, das Siderheben von den Plätzen, der gewaltige Applaus, das instinktive Mitagieren der Versammelten gemachte in seiner rastlosen Lebendigkeit an die Ovationslust der russischen Landskute im Zuschauertraum. Diese Art von Imnationalisierung einmal als berechtigt zugegeben, war der malerisch bunte Aufbau, die sichere Bewegung der Massen ein wahres Kunstwerk der Regie. — dt.

Humoristisches.

— Gerechtfertigter Wunsch. Beim Minister des Intern hat ein Herr Audienz, der wegen Namensveränderung petitioniert. „Wie heißen Sie?“ „Mein Name ist: Biez.“ „Ja, das ist doch ein ganz schöner Name; weshalb wollen Sie ihn denn ändern?“ „Ich hab' doch ein Geschäft! Und sowie ich am Telephon sage: Hier Biez! ruft der andere immer: Machen Sie die Tür zu!“ —

— Nachlässigkeit. Sommerfrischer: „Da hat ja die ganze Nacht ein Ferkel unter meinem Bett geschlafen!“ Bäuerin (entsetzt zur Magd): „So a Nachlässigkeit von dem Frauenzimmer; wenn der dicke Kerl mit dem Bett zusammengefallen wär', nacha hätt' er das ganze Schwein! zu drei gequetscht!“ — („Lustige Blätter.“)

— Der hygienische Wirt. Im Restaurant zur „Blauen Angel“ haben sie neue hygienische Spudnäpfe aufgestellt. — Der kleinste Pikkolo steht in stummer Betrachtung vor so einem Ding, räuspert sich und spuckt in einem fort hinein. Der Wirt, der das sieht, springt auf den Pikkolo zu, erwischt ihn bei den Ohren und brüllt ihn an: „Lausbub', wenn Du spucken willst, spud' auf d' Erd'! Dö Spudnäpf' san fir die Gäste da, verstanden!“ —